

»Ich hatte monatelang Angst, nachts aus meinem Bett zu steigen«

ANGST BEIM FERNSEHEN – DER RETROSPEKTIVE BLICK AUF ERLEBNISSE IN DER KINDHEIT

Sabrina Unterstell/Amelie Müller

In einer internationalen Studie erinnerten sich 631 StudentInnen aus 8 Ländern an die Fernseherlebnisse in ihrer Kindheit, die ihnen Angst machten.

»Ich kann an diese Szene nicht denken, ohne dass mir schlecht wird. Als ich diesen Film angeschaut hatte, musste ich jahrelang bei meinen Eltern im Bett schlafen.« So beschreibt die 23-jährige Charlotte aus Kanada ihre Gefühle, nachdem sie mit 10 Jahren folgende Schlusszene aus *Hannibal* gesehen hat: »Anthony Hopkins schneidet dem Polizisten ein Stück seines Gehirns heraus, brät es und füttert ihn damit, während dieser noch am Leben ist.« Charlotte ist eine von 631 StudentInnen, die zwischen April 2013 und Januar 2014 per Fragebogen zu ihren Angsterlebnissen beim Fernsehen in der Kindheit befragt wurden. Die StudienteilnehmerInnen aus den USA, Deutschland, Kanada, Neuseeland, Australien, Israel, Hongkong und der Türkei¹ zeichneten ein Bild zu einem ängstigenden Fernseherlebnis in ihrer Kindheit, erklärten, was genau ihnen Angst gemacht hatte, und beschrieben ihr Erleben während und nach der Rezeption.

WARUM FERNSEHEN ANGST MACHT

Es wurde bereits in früheren Studien gezeigt, dass Fernsehinhalte Ängste auslösen können (s. z. B. Cantor, 2003)

und dass diese Ängste zum Teil lang anhaltende Folgen haben (s. z. B. Harrison & Cantor, 1999; Holler & Bachmann, 2009).

Wie lässt sich die Entstehung dieser Ängste erklären, obwohl sich die ZuschauerInnen beim Fernsehen in einer risikofreien Situation befinden?

Das hängt damit zusammen, dass der Angst eine wichtige Warnfunktion zukommt und sie deshalb unmittelbar in einer als gefährlich bewerteten Situation entsteht. Sie bewirkt, dass bestimmte körperliche Funktionen als Schutzmechanismen aktiviert werden, um unsere Grenzen (d. h. uns, unsere Ziele und Grundbedürfnisse) zu schützen (Glasenapp, 2013, S. 134 f.; Glasenapp in dieser Ausgabe). Wir bewerten eine Situation in dem Moment als gefährlich, in dem wir bestimmte Hinweise auf eine mögliche Bedrohung wahrnehmen (LeDoux, 2001). Und deshalb entsteht Angst auch beim Fernsehen: Die medialen Hinweisreize entsprechen den realen Hinweisreizen und können deshalb ebenfalls unser Warnsystem aktivieren. Medien haben somit Attrappencharakter (Schwender, 2006) und ermöglichen das Erleben einer »Als-ob-Emotion« (Früh, 2003, S. 46). Das heißt, es entstehen ähnliche Gefühle, wie wir sie in einer vergleichbaren Situation in der Realität erleben würden, nur in abgeschwächter Form. Hinzu kommt, dass wir Fernsehinhalte nicht als teilnahmslose BeobachterInnen rezipieren, sondern uns emotional involvieren: Wir entwickeln

als ZuschauerIn eine Beziehung zum Gezeigten, in erster Linie zu den Figuren auf dem Bildschirm (Mikos, 2008). Auch diese Beziehung entscheidet darüber, welche Emotionen wir bei konkreten Szenen empfinden und wie sehr es uns möglich ist, Distanz zum Bildschirmgeschehen aufzubauen. Jemand, der sich in eine Figur stark einfühlt, erlebt mehr Angst, wenn dieser Figur etwas Schlimmes zustößt, als jemand, der sich von dieser Figur abgrenzt. Jemand, der grundsätzlich beim Fernsehen eine distanzierte Haltung einnimmt und stärker in dem Bewusstsein bleibt, dass das Mediengeschehen das reale Leben nicht tangiert, wird durch die Tragik des Geschehens weniger erschüttert als andere, für die die Grenze zwischen Fernsehen und Realität stärker verschwimmt. In Bezug auf Kinder ist dieser Punkt besonders wichtig, weil die emotionale Distanz beim Fernsehen u. a. vom Alter und der Medienerfahrung abhängt. Je jünger Kinder sind, desto weniger sind sie in der Lage, sich von dem, was sie sehen, abzugrenzen und es entsprechend einzuordnen und zu verarbeiten.

Warum Fernsehen Angst machen kann, kann also über den Mechanismus der Angstenstehung erklärt werden. Welche konkreten Szenen die einzelnen ZuschauerInnen ängstigen, hängt allerdings von diversen Faktoren ab, die die Distanz der Rezipierenden zum Bildschirmgeschehen beeinflussen. In allen Szenen, so unterschiedlich sie im Detail sind, finden sich allerdings



Abb. 1 und 2: Paula (25 Jahre aus Deutschland) erinnert sich an die böse Hexe aus dem Film *Snow White*, den sie mit 10 Jahren sah

länder-, geschlechter- und altersübergreifend die gleichen Grundelemente, die Angst verursachen.

WAS KINDERN BEIM FERNSEHEN ANGST MACHT

Die einzelnen Angstelemente stehen immer im Kontext des gesamten Programms und eine Kategorisierung ist somit nicht als trennscharf anzusehen. Dennoch ergeben sich anhand dessen, was die Befragten in ihren Beschreibungen als ängstigende Momente in den Vordergrund stellen, 3 übergeordnete Bereiche: Angst entsteht, 1. wenn Kinder sehen, wer oder was verletzen kann, 2. wenn Kinder sehen, dass jemand verletzt ist oder verletzt wird, und 3. wenn Situationen suggerieren, dass jemand besonders angreifbar und schutzlos ist.

Wesen, die Gefahr ausstrahlen

Bedrohliche Wesen machen Kindern beim Fernsehen besonders häufig Angst. Kinder fürchten sich vor diesen Wesen, weil ihr Handeln und/oder ihr Aussehen sie gefährlich erscheinen lässt. Teils wirken sie auch durch übernatürliche Fähigkeiten, die ihnen besondere Macht verleihen, einschüchternd. Die Taten der Wesen ängstigen, weil diese anderen Schaden zufügen oder zufügen möchten: Sie lauern, verfolgen, entführen, verletzen, töten. Was die Wesen in welcher Form im Schilde führen, ist unterschiedlich und bestimmt auch den Grad der Angst: Es

macht einen Unterschied, ob die bösen Mäuse im *Nussknackerprinz* die Puppen bekämpfen oder ob Pennywise, der Clown aus *Stephen Kings Es*, kleine Kinder quält und ermordet.

Das Aussehen von Wesen ängstigt zum einen, weil es oft davon abweicht, was Kinder als normal gewöhnt sind: Die grüne Hautfarbe der Hexe aus *Der Zauberer von Oz*, die hässlichen Aliens aus *Men in Black*, Jigsaw mit seiner eigenartigen Maske in dem Film *Saw* oder das Spider Baby aus *Toy Story*: ein einäugiger Babykopf auf metallenen Spinnenbeinen. Zum anderen zeigen bestimmte Wesen über ihr Aussehen, welche Verletzungen sie anderen zufügen können, weil Teile ihres Körpers wie Waffen sind, z. B. Freddy Kruegers Messerhand. Auch können Wesen durch die Kraft, die sie verkörpern, ängstigen: Der weiße Hai wirkt im gleichnamigen Film durch seine Größe übermächtig. Die Befragten erinnern sich oft an Details in der Mimik, an bestimmte Gesten der Wesen oder

deren Stimme, die sie geängstigt haben. Die 25-jährige Paula aus Deutschland erinnert sich an das furchteinflößende Lächeln der Hexe aus *Snow White: A Tale Of Terror* (Abb. 1 und 2), Teresa aus den USA fand an Freddy Krueger dessen Stimme und Blick besonders einschüchternd, insbesondere in Bezug auf seine Opfer: Freddys Blicke zeigen Freude am Quälen. Starre, böse Blicke können auch auf die Entschlossenheit der Peiniger hinweisen, andere anzugreifen. Wie auch bei Samara, der Mörderin aus *The Ring*: In dem Moment, als sie sich aufmacht, um erneut zu töten, wird ihr leicht hervorquellendes, starres Auge in Nahaufnahme gezeigt (Abb. 3 und 4). Ängstigende Wesen hinterlassen meist starke Eindrücke durch ihre Erscheinung – und das innerhalb sehr kurzer Zeit: Es reichen ein paar Sekunden, um Kinder zutiefst zu erschrecken, und die Bilder bleiben oft noch lange im Kopf. Besonders problematisch kann es für Kinder sein, wenn sie »Schutzräume« verlieren, indem diese durch bestimmte Wesen mit Angst belegt werden. Mehrere StudentInnen erinnern sich beispielsweise daran, wie schockierend es für sie war, dass die Spielzeugpuppe Chucky (*Chucky – Die Mörderpuppe*) zum Mörder wird, denn hier wird die Angst durch die Erkenntnis verstärkt, dass sogar vertraute Begleiter böse sein können.² Figuren, die Kindern Geborgenheit geben, sollten demnach nicht mit Angst belegt werden, damit für sie nicht das Gefühl entsteht, sie seien nirgendwo sicher.

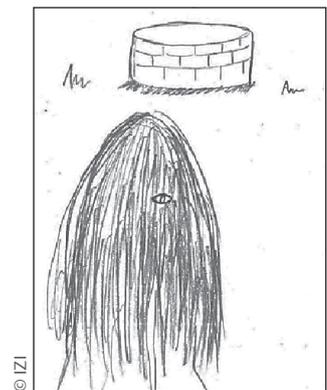


Abb. 3 und 4: Jin (21 Jahre aus Hongkong, Rezeption mit 9 Jahren) erinnert sich an den Geist von Samara aus *The Ring*

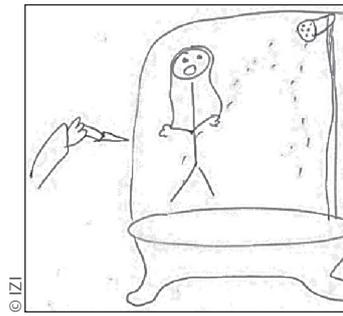


Abb. 5 und 6: Tom (23 Jahre aus den USA) erinnert sich noch genau an die Duschszene aus *Psycho*, die er mit 7 Jahren gesehen hat

Wenn jemand in Gefahr schwebt

Situationen, bei denen Charaktere einer Bedrohung ausgesetzt sind, können ängstigen. Kampfszenen, Verfolgungsjagden oder die Tatsache, dass jemand in einer brenzligen Lage feststeckt, beispielsweise eingesperrt ist, sind häufig genannte Szenen, die im Einzelnen aber sehr unterschiedlich sind. Jessie (19 Jahre, Australien) hatte als 4-Jährige Angst, dass der junge Löwe Simba (*Der König der Löwen*) im Kampf getötet werden könnte. Rachel aus Neuseeland fürchtete sich als 14-Jährige bei dem Film *Unbekannter Anrufer*, in dem ein Unbekannter ein Mädchen anruft, das gerade in einer großen Villa babysittet, und erklärt, er befände sich im Haus. Die Gemeinsamkeit dieser Szenen liegt darin, dass die Angst durch die Ungewissheit entsteht, ob die Situationen gut ausgehen. Mit dieser Ungewissheit kann gespielt werden, indem eine Situation eher als ausweglos für den/die Betroffene/n dargestellt wird oder dem Zuschauenden Hinweise gegeben werden, dass die Situation für den/die Betroffene/n gut ausgehen wird. Eine Bedrohung kann sich ewig hinziehen und die ZuschauerInnen lange in Anspannung halten oder schneller aufgelöst werden und somit Entlastung schaffen. Ebenso hat die dargestellte Gemütslage der Betroffenen Einfluss auf das Empfinden der ZuschauerInnen, denn »Angst steckt an« (Glaserapp, 2013, S. 135).

Wenn die Anspannung bei derartigen Szenen erträglich bleibt und der gute Ausgang schließlich eintritt, liegt in

dieser Art von Narration auch eine Chance: Kindern kann es Mut machen, wenn HeldInnen das Abenteuer unbeschadet überstehen (Rogge, 2007), denn sie sehen, dass schwierige Situationen meisterbar sind.

Reale Gefahren

Non-fiktionale Programme, die reale Gefahren aufgreifen, wurden verhältnismäßig selten als ängstigend beschrieben. Offenbar hinterlassen die Darstellungen in fiktionalen Formaten mit ihren Formen der Inszenierung bleibendere Eindrücke als Berichte von realen Ereignissen oder Bedrohungen. Innerhalb der realen Ereignisse, die im Zusammenhang mit Angst beim Fernsehen genannt wurden, sticht jedoch eines besonders hervor: die Anschläge auf das World Trade Center 2001. Hier wurde den Kindern offenbar eine mögliche Gefahr bewusst, die sie zuvor nie in Betracht gezogen hatten.

Schwere körperliche Verletzungen

Nicht nur die Bedrohungen, durch die jemand verletzt werden kann, machen Angst. Auch die Bilder der Verletzungen selbst, d. h. zu sehen, was ein Lebewesen an Grausamkeiten erleiden kann, ängstigen. Als Angstszenen wurden Darstellungen schwerer körperlicher Verletzungen genannt: Qual und Schmerz, Enthauptung, Verstümmelung oder Hinrichtung, wie jemand gefressen wird, Kampf, Eindringen in den Körper (z. B. durch überirdische Wesen, die Besitz vom Körper ergreifen) und Bilder von Leichen. Besondere

Betroffenheit lösen Szenen aus, die den Vorgang des Verletzens zeigen: Bei der Duschszene aus *Psycho* (Abb. 5 und 6) versetzt sich Tom im Alter von 7 Jahren (USA, heute 23 Jahre alt) in die Leiden der Frau, auf die wiederholt eingestochen wird, und erinnert sich, dass er sich zum ersten Mal in seinem Leben gefragt hat, wie sich solche Schmerzen wohl anfühlen mögen. Hier wird deutlich, dass Kinder nicht nur Angst bekommen, weil die eigene Verletzbarkeit durch den Fernsehinhalt in Erinnerung gerufen wird, sondern dass sie oft erst durch das Fernsehen Bilder vom Ausmaß möglichen Leidens geliefert bekommen.

Situationen, die verunsichern

Es gibt auch Szenen, die eigentlich keine konkrete Bedrohung enthalten und dennoch Unwohlsein erzeugen. Sie zeigen zum Beispiel einsame Orte in der Dunkelheit oder im Nebel, abgeschieden von anderen, wie beispielsweise im Wald. Hinzu kommen unbekannte Geräusche, diffuses Licht und Schatten oder das plötzliche Auftauchen von etwas Fremdem. Diese Szenen verweisen auf Situationen, in denen wir unsere Grenzen als verletzlich wahrnehmen, als freigelegt für potenzielle Angriffe, weil uns Ressourcen fehlen, um uns zu schützen: Dunkelheit schränkt unsere Sicht ein, Einsamkeit deutet an, dass niemand zu Hilfe kommen kann, auf etwas Plötzliches können wir vielleicht nicht schnell genug reagieren, Schlaf verhindert, dass wir zur Reaktion bereit sind, usw. Diese Szenarien der Schutzlosigkeit verunsichern und dadurch entsteht Angst. Oft sind es Situationen, die Kinder aus ihrem Alltag schon als ängstigend kennen, die dann auch im Film Angst machen, wie beispielsweise allein in der Dunkelheit zu sein.

DEUTSCHLAND IM INTERNATIONALEN VERGLEICH

Sich als Kind beim Fernsehen zu fürchten, ist eine Erfahrung, die weltweit

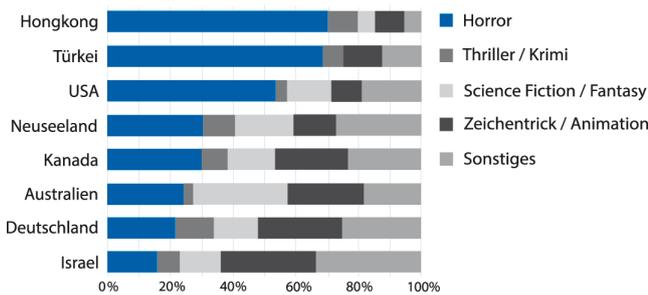


Abb. 7: Genres angstauslösender Programme im Ländervergleich (n = 608)

erlebt wird: Fast alle Befragten konnten sich an ein ängstigendes Fernseherlebnis aus ihrer Kindheit erinnern und dieses samt den Auswirkungen ausführlich beschreiben. Eine kleine Abweichung gibt es in Deutschland: Immerhin 9 der 153 Befragten gaben an, dass sie als Kind kein Angsterlebnis beim Fernsehen hatten, weil die Programmauswahl von den Eltern genau kontrolliert wurde. Das sind relativ wenige StudentInnen, um daraus auf generelle länderspezifische Unterschiede im Fernsehverhalten zu schließen. Es deutet sich aber eine Tendenz an, die sich bei der Betrachtung der genannten Programme, auf die sich die Angsterlebnisse beziehen, festigt. Hier zeigt sich: Was Kinder in welchem Alter zu sehen bekommen, ist länderspezifisch sehr unterschiedlich.³

In Hongkong, der Türkei und den USA gehen über die Hälfte der ängstigenden Fernseherlebnisse auf Horrorfilme zurück, deutsche Kinder blieben von diesen Szenen offenbar verhältnismäßig oft verschont und verorten die Programme, die ihnen Angst machten, deutlich häufiger in anderen Genres (Abb. 7). Die Genreverteilung in den einzelnen Ländern korreliert mit dem Anteil an altersangemessenem bzw. -unangemessenem Programm, auf das sich das Angsterlebnis bezieht. In den »horrorlastigen« Ländern gehen die Angsterlebnisse vermehrt auf Programme zurück, die im Verhältnis von Altersempfehlung und tatsächlichem Alter bei der Rezeption unangemessen sind (Abb. 8). In diesen Ländern wäre

vor allem eine Veränderung des Fernsehnutzungsverhaltens nötig, um Kindern solche Szenen, die sie stark überfordern, zu ersparen. Denn

was die Studie auch zeigte: Angst ist nicht gleich Angst. Die beschriebenen Angsterlebnisse unterscheiden sich stark in der Intensität der Empfindung während des Sehens sowie in den Empfindungen, die über die Rezeption hinausgehen. Diese reichen von »Die Angst war nach der Rezeption vorbei« bis hin zur jahrelangen Konfrontation mit dem Gesehenen. Manche StudentInnen berichten von lang anhaltenden Verhaltensänderungen, wie jahrelang aus Angst, dass nachts Aliens in den Körper eindringen, mit einer Decke über dem Gesicht zu schlafen. Andere werden tagsüber von der Erinnerung verfolgt: »Ich schaue mich immer um, um zu gucken, ob sich jemand versteckt, der mich töten will.« Viele Befragte erzählen von Schlafschwierigkeiten und wiederkehrenden Alpträumen. Dabei hinterlassen nicht altersgerechte Programme stärkere Eindrücke und Folgen als kindgerechte Sendungen. Entsprechend kann eine kontrollierte Programmauswahl tief

greifende Angsterlebnisse von Kindern beim Fernsehen vermindern. In Deutschland gehen über 40 % der ängstigenden Fernseherlebnisse auf altersgerechte Programme zurück. Daraus lässt sich zwar schließen, dass hierzulande stärker auf eine kindgerechte Programmauswahl geachtet wird, es zeigt sich aber gleichzeitig: Auch altersgerechtes Programm macht Kindern Angst. Hier gibt es offenbar eine Diskrepanz zwischen der Kinderperspektive und der Einschätzung Erwachsener. Das liegt daran, dass Erwachsene die im Film angelegten Entlastungsmomente in ihre Einschätzung des Programms einbeziehen, während Kinder bei der Rezeption nicht alle dieser im Medienmaterial angelegten Entlastungsmomente nutzen können.

WENN ALTERSGERECHTES PROGRAMM ÄNGSTIGT

Die Studie gibt hauptsächlich Aufschluss darüber, inwiefern altersgerechte Programme Kinder bis 9 Jahre geängstigt haben. Beziehen sich die Befragten auf ängstigende Fernseherlebnisse, die sie mit 10 Jahren und älter hatten, so gehen diese zum Großteil auf altersunangemessene Inhalte zurück. Auffallend ist, dass sich immerhin die Hälfte der unter 7-Jährigen bei altersgerechten Sendungen geängstigt hat. Das heißt: Insbesondere die jüngsten ZuschauerInnen werden durch das ihnen empfohlene Programmangebot geängstigt.

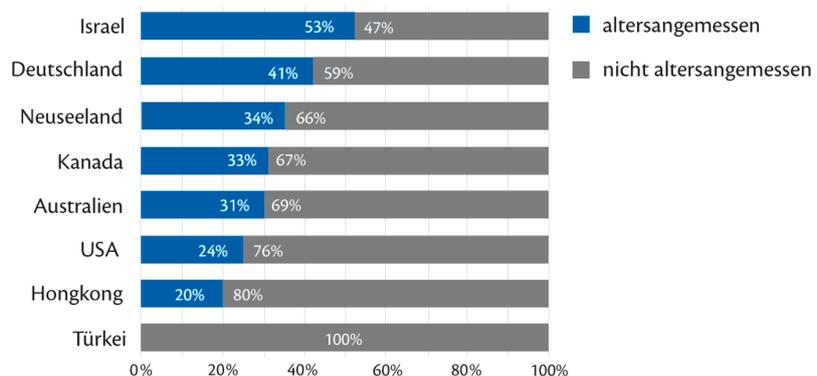


Abb. 8: Altersangemessenheit angstauslösender Programme im Ländervergleich (n = 441)

Angstauslöser sind hier vor allem Figuren, die das Böse visualisieren und über den Film hinweg wiederholt auftauchen. In Programmen für jüngere Kinder (FSK 0 und 6) kommen derartige Figuren häufig vor. Was sie von den Darstellungen in Programmen für Ältere unterscheidet: Diese Figuren schaffen es meist nicht, tatsächlich Schaden anzurichten, und es handelt sich fast immer um Zeichentrickfiguren. In Sendungen ab FSK 12 hingegen nehmen die Szenen, in denen »die Bösen« in ängstigen Handlungen gezeigt werden, zu. Bei FSK 16 nimmt dann die Brutalität, mit der sie handeln, zu. Außerdem sieht man häufiger die Opfer, die tatsächlich von diesen Figuren gequält, verletzt oder ermordet werden. Zudem werden die Settings zunehmend realistischer. Das bedeutet: Vonseiten des Filmangebotes lässt sich feststellen, dass es offenbar stark davon abhängt, was die bösen Figuren nun tatsächlich an Schaden anrichten und wie deutlich das gezeigt wird, um einen Film für eine gewisse Altersgruppe für geeignet zu halten. Das heißt aber auch, dass bereits für die Aller kleinsten Figuren gezeigt werden, die in ihrer Bösartigkeit und Intention zu allem fähig sind: Die Stiefmutter aus *Schneewittchen* will töten, der böse Löwe Scar aus *Der König der Löwen* geht über Leichen, um König zu werden, und die böse Hexe aus *Der Zauberer von Oz* will Dorothy vernichten usw. In ihrer bösen Absicht sind diese Figuren also fast gleichzustellen mit den mörderischen Wesen aus manchem Horrorfilm. In Filmproduktion und Prüfpraxis scheint jedoch die Meinung vorzuherrschen, dass allein die Existenz solcher bösen Gegenspieler auch in Filmen für die jüngsten ZuschauerInnen vertretbar ist, solange sie ihre bösen Absichten nicht in die Tat umsetzen können. Denn schließlich siegt das Gute und sie sind ja oft auch nur gezeichnet, wodurch sie nicht real erscheinen.⁴ In dem Moment aber, wo ein Kind (je jünger, desto eher) sich voll in eine Figur einfühlt, nimmt es die Perspektive

der Anschlussfigur ein und empfindet deshalb eine Bedrohung im Sinne der Anschlussfigur real, auch wenn sie im Gesamtkontext nicht real ist.

FAZIT

Was heißt das für die Praxis? Um ängstigende Inhalte zu vermeiden, müsste sowohl bei der Konzeption als auch bei der prüfenden Bewertung berücksichtigt werden, wie Inhalte auf Kinder wirken, wenn sie einzelne im Medium angelegte Entlastungseffekte, wie beispielsweise Distanz durch Animation, nicht für sich nutzen können. Entsprechend müssten mehrere Entlastungsmomente gleichzeitig angeboten werden, z. B. auch eine Abschwächung der visuellen Darstellung oder der bösen Absicht der entsprechenden Figuren.

Die Studie zeigt zum einen die Notwendigkeit der verstärkten Sensibilisierung dafür, dass Kinder nicht mit altersunangemessenem Programm konfrontiert werden dürfen, weil sie dadurch überfordert werden und zuweilen lange unter den Folgen ängstigender Fernseherlebnisse leiden. Gleichzeitig zeigt sich, dass aufseiten des Programmangebotes bzw. der -empfehlung sehr genau hinterfragt werden sollte, auf Grundlage welcher Vorannahmen Programme für ein bestimmtes Alter als geeignet bewertet werden und ob sich diese Vorannahmen tatsächlich immer mit der Kinderperspektive decken. Hierbei sollte kritisch hinterfragt werden, wie sich die Rezeption bestimmter Inhalte gestalten könnte, falls einzelne Entlastungsmomente vom Kind nicht als solche genutzt werden können. ■

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. internationale Partner, die an der Studie beteiligt waren, im Artikel zu Thrill von Unterstell & Müller in dieser Ausgabe.

² Kuschteltiere und Puppen haben für Kinder einen besonderen Stellenwert als vertraute Begleiter (vgl. Holler & Götz, 2011).

³ Da es sich um eine qualitativ angelegte Studie handelt, sind die Stichproben nicht repräsentativ. Die Ergebnisse zeigen jedoch Tendenzen auf, insbesondere in Ländern mit großen Fallzahlen wie den USA (n = 179) und Deutschland (n = 153).

⁴ Zeichentrick ist durchaus eine Möglichkeit, Distanz zum Geschehen zu schaffen. Dass etwas ältere Kinder (ab ca. 9 Jahren) die Zeichentrickwelt distanzierter erleben und somit bei spannenden Szenen Thrill bei der Rezeption dieses Genres empfinden, zeigte sich in der Studie dadurch, dass meist Zeichentrickprogramme im Zusammenhang mit Thrill genannt wurden (vgl. Unterstell & Müller zu Thrill in dieser Ausgabe), wobei hier zum Beispiel Szenen in Filmen ohne Altersbeschränkung von 9- bis 10-Jährigen mit lustvoller Spannung erlebt wurden.

LITERATUR

Cantor, Joanne (2003). *Media and the fear in children and adolescents*. In Douglas Gentile (Hrsg.), *Media violence and children* (S. 185-203). Westport: Praeger.

Früh, Werner (2003). *Triadisch-dynamische Unterhaltungstheorie*. In Werner Früh & Hans-Jörg Stiehler (Hrsg.), *Theorie der Unterhaltung* (S. 27-57). Köln: Herbert von Helmholtz.

Glaser, Jan (2013). *Emotionen als Ressourcen*. Weinheim: Beltz.

Harrison, Kristen & Cantor, Joanne (1999). *Tales from the screen: Enduring fright reactions to scary media*. *Media Psychology*, 1(1), 97-116.

Holler, Andrea & Bachmann, Sabrina (2009). *Alpträume hatte ich lange. Wo gemeinsames Fernsehen überfordert*. *TelevIZion*, 22(1), 44-47.

Holler, Andrea & Götz, Maya (2011). *Nicht ohne meinen Teddy! Die Gefährten der Kindheit. Online abrufbar unter: www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/GefahrtenderKindheit_IZI.pdf* [02.10.14].

LeDoux, Joseph (2001). *Das Netz der Gefühle*. München: dtv.

Mikos, Lothar (2008). *Trauer, Wut und Leidenschaft. Empathie bei Film und Fernsehen*. *tv diskurs*, 12(1), 19-23.

Rogge, Jan-Uwe (2007). *Kinder brauchen Helden*. *TelevIZion*, 20(2), 50-53.

Schwender, Clemens (2006). *Medien und Emotionen: Evolutionspsychologische Bausteine einer Medientheorie*. Wiesbaden: GWV.

DIE AUTORINNEN



Sabrina Unterstell, M.A., betreute die Studie als wissenschaftliche Redakteurin bei der Stiftung PRIX JEUNESSE, München. Amelie Müller, Dipl.-Psych., ist freie Mitarbeiterin am IZI, München.